



„Es macht mich wütend, dass wir uns im Kino ständig Sachen ansehen, die zum Teil viel grausamer sind. Nur in der Realität weigern sich viele, genau hinzuschauen.“ Sagt Christoph Bangert. Fotos: Aus „War Porn“/Kehrer-Verlag

Er hat sich in die gefährlichsten Krisengebiete der Welt getraut, doch jetzt, als er vor Hunderten von Studenten in der Aula der Neuen Universität von seinem Leben als Kriegsfotograf erzählen soll, hat er „tierisch Angst“, wie er lachend zugibt. Christoph Bangert ist jemand, der lieber hinter der Kamera steht als vorne auf der Bühne. Sich selbst nimmt er nicht so wichtig – seine Aufgabe, in Bildern festzuhalten, was auf der Welt passiert, dagegen sehr wohl. 1978 in der Eifel geboren, hat Bangert Kriege und Katastrophen im Irak, in Afghanistan und Afrika.



Christoph Bangert in Afrika.

Japan fotografiert. Seine Fotografien erschienen in der New York Times. Aufnahmen, die zu grausam für eine Veröffentlichung in den Medien waren, hat er jetzt im Buch „War Porn“ zusammengestellt, das im Heidelberg Kehrer-Verlag erschien. RNZ-Mitarbeiterin Sabine Schellwort traf Christoph Bangert nach seinem Vortrag.

**> Sie sind in einem kleinen Dorf in der Eifel groß geworden. Das ist ein weiter Weg bis zu den Minenfeldern in Afghanistan. Was war der erste Schritt?**

In der Eifel wurde es mir schnell zu langweilig. Nach dem Zivildienst bin ich nach Karlsruhe gegangen, um Maschinenbau zu studieren. Nach zwei Semestern wusste ich, das ist nichts für mich. Dann bin ich zur FH Dortmund gewechselt und habe dort Fotodesign studiert.

**> Andere Kommilitonen sind Werbe- oder Modefotograf geworden. Wieso**

## „So ehrlich wie möglich“

Warum sich Christoph Bangert entschieden hat, Kriegsfotograf zu werden / Der Gesellschaft zeigen, was Kriege bedeuten

**haben Sie sich auf Kriegsfotografie spezialisiert?**

Bei mir stand immer das Interesse an Politik und internationaler Geschichte im Vordergrund. Bei einem Studentenaustausch mit Jerusalem habe ich einige Wochen bei einer Gastfamilie verbracht und bin sehr oft zum Fotografieren in den Gaza-Streifen gefahren – sehr zum Unwillen der Gastmutter übrigens, die sich Sorgen gemacht hat. Ich habe aber schnell gemerkt, dass ich mich dort als unbetre-



ligter Dritter viel freier bewegen konnte als die Palästinenser und Israelis. Da habe ich zum ersten Mal erlebt, was es bedeutet, journalistisch zu arbeiten. Für mich war klar: Das will ich machen. Ich arbeite noch immer ausschließlich redaktionell und mache keine Werbung – auch wenn das lukrativer wäre.

**> Sie waren noch sehr jung, als Sie 2005 von der New York Times in den Irak geschickt wurden. Wie haben Sie Ihren ersten Auftrag bekommen?**

Man muss hartnäckig sein. Damals habe ich in Brooklyn gelebt. Ich bin zunächst auf eigene Faust gereist und habe viel fo-

tografiert. Die Bilder habe ich dann immer wieder in Redaktionen gezeigt. In der New York Times hatten sie schließlich genug davon, dass ich sie ständig nerve, und schickten mich für zwei Monate in den Irak. Das war zu einer extrem gefährlichen Zeit, als fast alle anderen Journalisten schon wieder weg waren. Damals waren kriminelle Banden hinter Ausländern her, um sie zu entführen und ein hohes Lösegeld zu erpressen.

**> Hatten Sie keine Angst?**

Doch, natürlich, auch wenn ich ständig von zwei irakischen Sicherheitsleuten begleitet wurde. Häufig passieren die Entführungen durch Verrat aus den eigenen Reihen: Ich hatte aber immer Glück! Und ich muss sagen: Die eigentlichen Helden sind für mich nicht die Kriegsreporter, sondern die Menschen, die immer dort leben und die es sich nicht ausgedacht haben, das ständige Risiko auszuhalten zu müssen. Wir haben uns ja frei entschieden, dorthin zu gehen, und wir reisen wieder ab. Die allermeisten Opfer gab und gibt es unter den Einheimischen, auch in Afghanistan, das darf man nie vergessen.

**> Einige Bilder sind überraschend schön, sie wirken wie komponiert, zum Beispiel beim Sandsturm in Bagdad. Geschicht hat intuitiv?**

Ja, im Moment der Aufnahme muss es schnell gehen, da hast du keine Zeit, lan-

ge über Ästhetik nachzudenken. Ich plane nicht viel, sondern agiere meistens aus dem Bauch heraus.

**> Sie haben auch sehr grausame Aufnahmen gemacht. Ein Foto zeigt einen Mann mit halb abgetrenntem Kopf auf einer Müllhalde, der offensichtlich schon von wilden Hunden angegriffen worden ist, ein anderes einen zeretzten Körper direkt nach einem Auftritt auf einer Mine. Wie hält man das aus?**

Ich betrachte es als meine Verantwortung, das zu zeigen. Deshalb habe ich jetzt auch das Buch „War Porn“ gemacht. Der Titel ist natürlich eine Provokation. Aber es macht mich wütend, dass wir uns im Kino oder bei Videospiele ständig Sachen ansehen, die zum Teil noch viel grausamer sind. Nur in der Realität weigern sich viele, genau hinzuschauen. Das Buch hat zum Teil Seiten, die noch zusammenhaften und einzeln geöffnet werden müssen. Damit möchte ich jeden an seine Verantwortung erinnern, selbst zu entscheiden, was er sehen will und was nicht.

**> Kriegsfotografen wird oft vorgeworfen, Voyeure zu sein – nur hinzusehen und nicht zu helfen.**

Das ist unser Job. Ich gehe in Krisengebiete, um Bilder zu machen. Persönlich war ich noch nie einer Situation, in der ich mich hätte entscheiden müssen: Mache ich ein Foto oder helfe ich? Es gibt

dort Sanitäter und Ärzte, die das besser können als ich. Wenn ich mich entscheiden müsste, wäre für mich aber ganz klar: Ich helfe – so wie die meisten meiner Fotografenkollegen übrigens auch.

**> Hoffen Sie, mit Ihren Bildern etwas zu verändern?**

Man darf nicht denken, dass man als Einzeller die Verantwortung hat, Kriege zu beenden. Das liegt in der Verantwortung der gesamten Gesellschaft. Ich habe die Verantwortung, der Gesellschaft zu zeigen, was Kriege bedeuten. Das gehe ich so objektiv und ehrlich wie möglich an. Das heißt: Ich zeige eine Situation so, wie ich sie erlebt habe.

**> Wie ist es, nach solch einem Einsatz wieder nach Hause zu kommen, in die Schweizer Idylle?**

Da muss man aufpassen, dass man auch diese Normalität ernst nimmt, dass man den Müll herunterträgt und das Baby wickelt (lacht). Ich kenne einige Kollegen, denen das nicht mehr gelingt. Da fällt dann das Leben auseinander. Ich habe zum Glück eine Frau und zwei Töchter, mit denen ich gern Zeit verbringe. Außerdem entspanne ich mich beim Rallyefahren. Damit habe ich sogar meinen Vater angesteckt, der fast 70 ist. Wir fahren in Geländewagen durch die Wüste, das macht wahnsinnig Spaß.

**> Was ist Ihr nächstes Projekt?**

Ich möchte ein Langzeitprojekt über Fukushima machen. Ich saß im ersten Flugzeug, das nach dem Tsunami dort gelandet ist, und möchte gern in jedem Jahr zurückkehren, um zu zeigen, was es für die Menschen bedeutet, aus ihrer Heimat vertrieben zu werden. Auch hier ist es mir wichtig, die Realität in ihrer ganzen Komplexität abzubilden und nicht nur ein schnelles hysterisches Bild zu zeigen, wie es manche Medien nach dem Tsunami getan haben.